



Dinah
Jefferies

BIS WIR UNS
WIEDERSEHEN

Roman

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Prolog · England, Weston-super-Mare 1931

1 · Malaya 1955

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55

Epilog · Drei Monate später, England 1958

Anmerkung der Autorin

Danksagung

ÜBER DIE AUTORIN

Dinah Jefferies wurde 1948 im malaiischen Malakka geboren. Acht Jahre später übersiedelte die Familie nach England. Dinah Jefferies studierte Theaterwissenschaft und Englische Literatur und arbeitete als Lehrerin, Fernsehmoderatorin und Künstlerin. Heute lebt sie mit ihrem Ehemann in Gloucestershire. *Bis wir uns wiedersehen* ist ihr Romandebüt.

Dinah Jefferies

Bis wir uns wiedersehen

Roman

Aus dem Englischen von Angela Koonen

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Titel der englischen Originalausgabe:
»The Separation«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2013 by Dinah Jefferies

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2013 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau
Umschlagmotive: © Trevillion Images/Yolande de Kort; A sprig of eastern
pasqueflower and its blossom, 1917 (colour litho), Eaton, Mary E. (1873-
1961)/National Geographic Image Collection/The Bridgeman Art Library
E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-4489-6

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für meine Mutter und meine Tochter

PROLOG

England, Weston-super-Mare 1931

Der Mann tauchte den Schwamm in den Wassereimer und führte ihn über die Löwenpfote. Dann zog er aus einer Ledertasche an seiner Hüfte ein Messer, blickte zu der wartenden Menschenmenge und beugte sich schließlich über die Pfote, um behutsam die Krallen zu spitzen.

Das kleine Mädchen, das einen halben Schritt entfernt kauerte, streckte den Arm zur Mähne hin aus und berührte sie mit den Fingerspitzen.

»Nicht!«, rief der Mann und stieß das Mädchen weg.
»Noch nicht.«

Einen Moment lang ließ es den Kopf hängen, aber dann blickte es über die Schulter zu der Frau, die beobachtend dabeistand. Das Mädchen lächelte sie schüchtern an und drehte sich wieder um, um weiter gespannt zuzuschauen.

Ein Windstoß wirbelte Sand auf und ließ die Körnchen in der Luft tanzen. Der Mann reagierte schnell und benetzte den Löwen mit Wasser, ehe noch mehr Sand weggefegt würde.

Die Frau schauderte. Ihre rotblonden Haare waren kurz geschnitten und der gepflegten Erscheinung wegen mit der Brennschere onduliert. Sie trug ein hellblaues Kleid mit dunkelblauen Kornblumen am züchtigen Rocksaum und eine dünne weiße Strickjacke gegen kühle Windböen.

Nachdem das Tier fertig und der Bildhauer mit seinem Werk zufrieden war, verbeugte er sich und ging mit dem Hut zwischen den Zuschauern hindurch. Die Frau im blauen Kleid hörte die Münzen klimpern und griff in ihre Handtasche.

Von der Kopfsteinpflasterstraße hinter der Uferpromenade hörte man Pferdegetrappel. Doch konnte das die Aufmerksamkeit der Frau nicht ablenken. Ihre Augen blieben auf das kleine Mädchen gerichtet, das bei der Skulptur kniete und sich den silbrig-gelben Sand durch die Fäuste rinnen ließ.

Als sich die Zuschauer zerstreuten, wurden die Schreie der Seemöwen und das Wellenrauschen von hellen Hammerschlägen übertönt. Die Frau drehte den Kopf zum Grand Pier, dessen elegantes schmiedeeisernes Gitterwerk vom Feuer verbogen war. Der Duft von Herzmuscheln in Essig wehte ihr in die Nase.

»Hast du Hunger?«, fragte sie das Mädchen.

Die Kleine schüttelte den Kopf. Dabei war ein Zögern, eine Unsicherheit zu spüren, die sich auch in leichtem Erröten zeigte.

»Wie wär's mit einer Lakritzstange?«

Die Frau kniete sich neben sie und neigte sich zu ihr, so nah, dass sie den zarten Duft des Kinderhaars wahrnahm. Langsam und tief sog sie ihn ein und atmete durch die Lippen aus, die nur ganz leicht zitterten. Dann stand sie auf, schüttelte sich den Sand vom Rocksäum und nahm das Mädchen bei der Hand.

»Machen wir ein kleines Wettrennen?«

Nach einem Blickwechsel rannten sie aus Leibeskräften den Strand entlang und wirbelten dabei stolpernd und schlitternd Sand und Muschelschalen auf, bis sie bei der wartenden Nonne anlangten.

Eigentlich war die Nonne nicht gefühllos. Freundlich fasste sie der Frau an die Schulter. Es war eine flüchtige Berührung, um sie zu erinnern, dass der Wechsel sanft verlaufen, Tränen und Gefühle zurückgehalten werden mussten. Das Mädchen legte den Kopf in den Nacken und richtete seine hellbraunen Augen auf die beiden Frauen, dann an ihnen vorbei zu den rot-blauen Flaggen an der Promenade, die dem Bogen der sandigen Bucht folgte.

Für die Frau hatte der Tag mit Vorfreude und einem Hochgefühl begonnen. Jetzt war er fast vorbei, und es fiel ihr schwer, die Augen von der kantigen, dünnen Gestalt des Mädchens abzuwenden. Sie strich ihm über die kastanienbraunen Haare, und der Augenblick brannte sich in ihr Gedächtnis ein.

Dem Mädchen sollte es anders ergehen: Seine Erinnerung verblasste und wurde Teil der Vergangenheit, sodass es stets zweifelte, ob es diesen Tag mit dem Löwen und der Frau wirklich erlebt hatte. Immer wieder haschte es später nach Einzelheiten aus einer Zeit, die nicht mehr zurückzuholen war. Es gab nur ein flüchtiges Bild von einem Kleid und einem Lächeln, mehr nicht. Und einen Kummer, den sie auch als Frau noch immer unterdrücken würde.

»Komm«, sagte die Nonne und nahm das Mädchen an die Hand. »Wir müssen jetzt zur Straßenbahn, sonst kommen wir nicht mehr rechtzeitig zum Bahnhof.«

Die Frau im blauen Kleid trat zurück und schaute zu dem goldschimmernden Sandlöwen, den die auflaufende Flut bald wegspülen würde.

1

Malaya 1955

Sie konnten mich unter dem Pfahlhaus nicht sehen. Aber ich belauschte sie heimlich, Mei-Lien, unser Kindermädchen, und meine kleine Schwester Fleur. Ich hörte Sandalen auf der Veranda flappen und Fleurs Schluchzen, als sie davonlief, dann das Knirschen ihrer Schritte auf dem Kiesweg, wo sie ihr altes rosa Kaninchen an den Ohren neben sich herschleifte.

Mei-Lien mit ihrer schrillen Chinesenstimme rief ihr nach: »Du kommst sofort her, Missy. Du machst Kaninchen schmutzig, wenn du es so trägst.«

»Ist mir egal! Ich will nicht weg«, schrie Fleur. »Es gefällt mir hier.«

»Mir auch«, flüsterte ich und schnupperte. Unter dem Haus roch es nach toten Eidechsen und Weberknechten. Aber die machten mir nichts aus.

Hinter meinem erdigen Versteck, am Ende des Gartens, begann das hohe Gras, wo sich niemand hinwagte. Auch davor hatte ich keine Angst.

Wovor ich Angst hatte, war die Abreise.

Später, als die Farbe des Himmels in ein Lavendelblau überging, zeigte Daddy von einem der oberen Balkone aus in diese Richtung. Mit einem Tiger-Bier in der Hand schaute er über den Rasen und die Hügel - nach England.

»Im Januar ist einem nie warm genug«, sagte er zu sich selbst und rieb sich das Kinn. »Es weht ein rauer Wind, bei dem dir die Wangenknochen wehtun. Nicht wie hier. Überhaupt nicht wie hier.«

»Daddy?«

Ich betrachtete sein hageres Gesicht, den großen Adamsapfel und den geraden Mund, der schmal wie ein Strich war. Er schluckte, der Adamsapfel hüpfte, und seine Augen kehrten zu mir und Fleur zurück, als ob ihm gerade einfiel, dass wir auch noch da waren. Er lächelte sonderbar und drückte uns kurz.

»Na kommt, ihr zwei. Kein Grund, so ein jämmerliches Gesicht zu machen. Wir werden in England ein prächtiges Leben haben. Du schaukelst doch gern an Bäumen, nicht, Em?«

Ich nickte. »Ja, aber –«

»Was ist mit dir, Fleur?«, unterbrach er mich. »Da gibt's viele Bäche zum Planschen.«

Fleurs Mundwinkel blieben unten. Ich fing ihren Blick auf und zog ein Gesicht.

»Na komm«, sagte Dad. »Du bist jetzt schon ein großes Mädchen, Emma. Fast zwölf. Gib deiner Schwester ein Beispiel.«

»Aber Daddy«, wollte ich einwenden.

Er ging zur Tür. »Emma, es ist entschieden. Such dir die Bücher aus, die du mitnehmen willst, dann bist du beschäftigt. Entschuldige mich für ein paar Minuten. Komm mit, Fleur.«

»Aber Dad.«

Als er meine Tränen sah, blieb er stehen. »Es wird dir gefallen, falls es das ist, was dir Sorgen macht. Das verspreche ich.«

Mir war schrecklich heiß, und bei dem Gedanken an meine Mutter blieb mir die Luft weg.

Er öffnete die Tür.

»Aber Dad«, rief ich hinter ihm her, als er mit Fleur hinausging. »Warten wir denn nicht auf Mummy?«

L Lydia stellte ihren staubigen Koffer ab. Draußen auf der Terrasse beim Palisanderbaum lagen die Fahrräder ihrer Töchter.

»Emma, Fleur!«, rief sie. »Mummy ist wieder da.«

Sie trat von der Terrasse, um den Kiesweg hinunterzuschauen, der zu der hohen Wiese führte. Als sich der Himmel verdunkelte, flog ihr ein großer Nachtfalter gegen die Wange. Sie wischte sich den schwarzen Flügelstaub ab, dann huschte sie ins Haus zurück, da es jeden Augenblick anfangen würde zu regnen.

»Alec?«, rief sie. »Ich bin zu Hause.«

Die klaren Gesichtszüge ihres Mannes traten ihr vor Augen, seine Haut, die stark nach Seife vom Chinesenmarkt roch, die hellbraunen Haare, die an den Seiten und am Hinterkopf kurz geschnitten waren. Es kam keine Antwort.

Sie unterdrückte ihre Enttäuschung. Das Haus war zu still. Sie hatte ein Telegramm geschickt, wie er gebeten hatte. Wo war also ihre Familie? Für einen Spaziergang war es zu heiß. Waren sie vielleicht bei den Teichen? Oder hatte Alec die Mädchen zum Tee in den Club mitgenommen?

Sie stieg die Treppe zu ihrem Schlafzimmer hinauf, schaute auf das Foto von Emma und Fleur auf dem Nachttisch, und Liebe wallte warm in ihr auf. Sie hatten ihr gefehlt.

Nachdem sie sich ausgekleidet hatte, strich sie sich durch die schulterlangen kastanienbraunen Haare und schaltete den Ventilator ein. Sie war müde von der Reise

und dem Besuch bei einer kranken Freundin, die sie einen Monat lang gepflegt hatte, und brauchte jetzt dringend ein Bad. Als sie die Schranktüren aufzog, hielt sie stirnrunzelnd inne. Dann stockte ihr der Atem – Alecs Kleider fehlten. Sie warf sich ihren dünnen Kimono über und rannte barfuß ins Zimmer ihrer Töchter.

Jemand hatte den Kleiderschrank offen gelassen. Sie sah sofort, dass er praktisch leer war. Nur ein Paar kurze Hosen lagen unordentlich gefaltet im obersten Fach und zerknülltes Papier in dem darunter. Wo waren all die Kleider hin?

Sie werden doch nicht ...?, dachte sie und stockte in der Überlegung. Sie zwang sich, ruhig zu atmen. Genau das wollen sie, die Männer im Dschungel: uns verängstigen. Sie stellte sich vor, was Alec sagen würde. *Kopf hoch. Lass sie nicht siegen.* Aber was soll man anderes empfinden als Angst, wenn sie eine Handgranate auf einen Marktplatz voller Menschen werfen?

Als sie draußen einen Schrei hörte, fuhr sie herum und rannte ans Fenster. Enttäuscht ließ sie die Schultern sinken. Es waren nur die Flughunde, die im Baum hingen.

Eine Hand am Herzen, schob sie die Finger unter das geknitterte Schrankpapier und zog eines von Ems Notizbüchern hervor. Vielleicht fände sich darin ein Hinweis. Sie setzte sich auf die Truhe aus Kampferholz, atmete den vertrauten, beruhigenden Geruch ein und drückte das Notizbuch an sich. Nach einem tiefen Atemzug schlug sie es auf und las.

Die Matriarchin ist eine fette Dame mit schwabbeligem Hals. Sie heißt Harriet Parrot. Sie hat Rosinenaugen und eine fettig glänzende Nase, was sie mit Puder kaschieren möchte. Sie gleitet auf kleinen Füßen in chinesischen Pantoffeln dahin, aber die sieht man unter ihren langen Röcken kaum.

Harriet. Waren sie zu Harriet gegangen?

Sie stutzte und griff nach der Truhenkante, weil ihr plötzlich schwindelig wurde. Heiße Panik stieg in ihr auf. Es fehlten zu viele Sachen. Eine Nachricht. Natürlich. Er hatte sicher irgendwo einen Zettel hingelegt. Oder den Dienern aufgetragen, ihr etwas auszurichten.

Sie sprang die Treppe hinunter, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, und verlor beinahe das Gleichgewicht, als sie über die Kanten glitt. Sie rannte durch die Räume im Parterre: Wohnzimmer, Küche, Spülküche, dann den überdachten Gang entlang zu den Dienstbotenzimmern und den Lagerhäusern. Nur zwei Kisten waren zurückgeblieben. Überall war es dunkel und leer, das Hauspersonal fort. Mei-Liens Schaukelstuhl war nicht mehr da, ebenso die Bettcouch des Kochs. Auch die Werkzeuge des Gärtners fehlten. Sie schaute durch alle Räume - nirgendwo eine Nachricht für sie.

Während sie auf einem Fingernagel kauend in den Regen lauschte, überlegte sie fieberhaft. Bilder ihrer Heimreise drängten sich zwischen ihre Gedanken. Wie sie stundenlang eingezwängt am Zugfenster stand, eine Hand vor der Nase. Der stechende Gestank von Erbrochenem, denn einem indischen Jungen war schlecht geworden. Die fernen Schüsse.

Sie krümmte sich zusammen, bekam kaum Luft. Das konnte nicht sein. Sie war müde. Sicher dachte sie nicht klar genug nach. Es musste eine vernünftige Erklärung geben. Ganz bestimmt. Alec hätte ihr doch eine Nachricht zukommen lassen, wenn sie hätten abreisen müssen. Oder nicht?

Sie drehte sich nach allen Seiten und rief nach ihren Töchtern. Sie schluckte, um nicht zu schluchzen, sah Fleurs Grübchenkinn vor sich, die blauen Augen, die gescheitelten blonden Haare mit der Schleife. Dann fielen ihr die Dschungelnebel ein, in denen zu allem entschlossene Männer lauerten, und ihre schlimmsten Ängste gewannen die Oberhand über jede aufkeimende, auf Vernunft

begründete Hoffnung. Unter ihrem Kimono kribbelte der Schweiß, ihre Augen begannen zu brennen, und sie schlug sich die Hand vor den Mund.

Mit zitternden Fingern nahm sie den Telefonhörer ab, um Alecs Chef anzurufen. Er würde wissen, was passiert war und was sie tun sollte.

Dann saß sie mit dem Hörer im Schoß da, während der Schweiß auf ihrer Haut kalt wurde. Über ihr summten die Fliegen, der Ventilator drehte sich surrend, ein Nachtfalter flatterte vorbei. Die Leitung war tot.

Im Taxi auf dem Weg zum Hafen konnte ich nicht verstehen, warum Mum nicht rechtzeitig nach Hause gekommen war, obwohl Dad es versprochen hatte.

Am letzten Tag in unserem Haus in Malakka hoffte ich bis zuletzt, dass sie es noch schaffen möge, und lief immer wieder ans Fenster und schaute mir die Augen nach ihr aus.

In Haushaltsdingen war Dad ein hoffnungsloser Fall, und da Mummy nicht da war, um das Packen zu organisieren, tat Mei-Lien es zusammen mit mir. Fleur mit ihren acht Jahren wäre nur ständig im Weg gewesen.

Zuerst nahm ich das rosa Ginghamkleid, das Mum mir für Gesellschaften genäht hatte, und legte es in den Schrankkoffer. Es hatte einen weiten Rock und kleine Puffärmel und war das einzige Kleid, das ich mochte. Ich weinte, als es mir nicht mehr passte und Fleur es bekam.

Dad kam in unser Zimmer. »Ihr werdet solche Kleider nicht brauchen«, sagte er.

»Gibt man in England keine Gesellschaften?«

Er seufzte. »Ich meine nur, dass ihr eure malaiischen Kleider hierlassen sollt. Und wir müssen uns jetzt beeilen.«

»Was passiert damit? Soll ich sie in den Schrank hängen?«

»Nicht nötig. Mei-Lien wird sich darum kümmern.«

»Wie lange bleiben wir denn weg?«

Mein Vater räusperte sich, sagte aber nichts.

Ich gab das Kleid Mei-Lien, die es auf den wachsenden Haufen ausgemusterter Kleidung legte.

»Was ist mit unseren Krönungskleidern?«

Ich hielt das Weiße von Fleur hoch, das mit roter und blauer Borte besetzt war und ihr gar nicht mehr passte.

Dad schüttelte den Kopf, und ich versteckte mein geliebtes Dandy-Krönungsheft hinter dem Rücken. Mit einem goldenen und sechs weißen Pferden auf dem Umschlag war es zu schön, um es zurückzulassen.

»Wo ist Fleur?«

Mei-Lien zeigte nach draußen.

»Rad schlagen, nehme ich an«, sagte Dad. »Ihr beide kommt doch sicher allein zurecht, nicht wahr?«

Ich nickte.

Er war im Begriff hinauszugehen, schaute aber noch einmal auf mein Bett und blieb stehen. »Was hast du da?«

»Ich habe Mummy geschrieben.« Ich nahm den Brief und hielt ihn hoch, damit er ihn sehen konnte.

»Oh«, sagte er mit hochgezogenen Brauen. »Was schreibst du?«

»Nur, wie sehr ich sie vermisse und dass ich mich freue, sie in England wiederzusehen.«

»Gut. Gib ihn mir.«

»Ich wollte ihn auf dem Tisch im Flur liegen lassen.«

Er streckte die Hand aus. »Nicht nötig. Ich kümmere mich darum.«

»Ich wollte es selbst tun.«

»Emma, ich sagte, ich kümmere mich darum.«

Mir blieb nichts anderes übrig, als ihn ihm zu geben.

»Braves Mädchen«, sagte er und wandte sich zum Gehen.

»Daddy, bevor du gehst.« Ich hob Fleurs Kaninchen hoch. »Was ist damit? Soll ich es einpacken, oder wird Fleur es in der Kabine haben wollen?«

»Um Himmels willen«, sagte er. »Ich habe keine Zeit für solche Kinkerlitzchen. Große Veränderungen stehen bevor, Emma, große Veränderungen.«

Ich zog zweifelnd die Stirn kraus. Mir schien, die waren schon eingetreten. Vor über drei Wochen nämlich. Da hatten sie meiner Meinung nach angefangen.

Wir waren auf dem Heimweg von einer Hochzeit, an einem regnerischen dunklen Abend. Bei der Feier tanzte Mum in einem hellgelben Kleid und Krokodillederschuh mit hohen Absätzen. Mum ist jünger als Dad und wirklich schön. Sie hat eine glatte, helle Haut und hellbraune Augen. Dad tanzte nicht wegen seiner Kriegsverletzung. Allerdings hielt ihn die nicht vom Tennisspielen ab. Im Auto dann rieb sich meine Mutter mit den Fingerspitzen über die Stirn, und da wusste ich, dass er wütend war.

»Fahr langsamer, Alec!«, schrie meine Mutter. »Ich weiß, dass du aufgebracht bist, aber du fährst zu schnell. Es ist nass. Um Himmels willen, sieh dir das viele Wasser an.«

Ich spähte aus dem Fenster. Wir waren am Fuß der Berge, und die Straße schwamm.

Vom Rücksitz aus sah ich die Adern an seinem Hals hervorstehen, und ich bemerkte, wie einer von Mums Eidechsenohrringen herunterfiel, als sie sich hinüberbeugte, um ins Lenkrad zu greifen. Ich wollte es ihr sagen, doch unser Wagen geriet auf die andere Straßenseite. Ohne den Fuß vom Gas zu nehmen, lenkte Dad uns auf die rechte Seite zurück, musste dann aber in einer scharfen Kurve hart bremsen.

Das Auto rutschte über den Straßenrand und blieb im Überschwemmungsgraben neben einem großen Bambusdickicht stecken.

Mutters Stimme überschlug sich. »Herrgott noch mal, Alec. Hast du den Verstand verloren? Schau, was du angerichtet hast.«

Mir war klar, dass wir in Schwierigkeiten steckten, weil Mum sonst nur fluchte, wenn sie dachte, dass wir es nicht hören könnten. Allerdings hatte ich sie auch schon fluchen

hören, wenn sie beide zu viel getrunken hatten. Manchmal wiederholte ich die Flüche, flüsterte sie vor mich hin, traute mich, jedes Mal ein bisschen lauter zu werden, und suchte mir Reimwörter dazu.

Mum flehte Dad an. »Lass uns nicht hier zurück. Was, wenn es eine Straßensperre gibt?« Sie klang ängstlich, aber Vater hielt das nicht auf.

»Hier. Die kannst du benutzen, falls nötig«, sagte er und warf ihr eine Pistole auf den Fahrersitz. »Emma, pass auf Fleur auf.«

Sowie er fort war, um Hilfe zu holen, kam es mir vor, als rückte der Dschungel dichter an uns heran, mit tellergroßen Blättern und leuchtenden Augen, die uns von den Zweigen herab anblickten.

Mum drehte sich um und hörte auf zu schluchzen, als ob ihr plötzlich einfiel, dass wir auch im Auto saßen, hinten auf dem Rücksitz, wo unsere nackten Beine am Leder klebten. »Emma, Fleur, alles in Ordnung?«

»Ja, Mummy«, sagten wir beide, Fleur weinerlicher als ich.

»Kein Grund zur Sorge, meine Lieblinge. Daddy geht nur Hilfe holen.« Sie musterte uns hastig und versuchte zu klingen, als wäre alles in Ordnung. Aber ich ahnte, dass es sehr wohl Grund zur Sorge gab. Ich wusste von den Rebellen im Dschungel. Die banden einen an einen Baum und hackten einem den Kopf ab. Den spießten sie dann auf einen Pfahl. Ich kniff die Augen zu, aus Angst, so ein Kopf könnte mich angrinsen.

Mum begann zu summen.

Bald würde es stockdunkel sein, und die Sterne würden aufgehen, dann wäre es besser. Allerdings wusste Mum nicht, dass ich zum Thema Terror im Wachsfigurenmuseum sogar noch Schlimmeres gesehen hatte. Gleich hinter den Schrumpfköpfen gab es eine Abteilung, die für Kinder verboten war. Ich bin sofort wieder rausgegangen, nachdem ich die Wachsfiguren der weißen Frauen und

Kinder gesehen hatte. Sie lagen gefesselt am Boden. Ihre rot bemalten Münder waren weit aufgerissen, und auf sie zu fuhr ein Japs auf einer riesigen Dampfwalze, mit der gewöhnlich Asphalt plattgewalzt wird. In diesem Fall wurden aber die Menschen plattgewalzt. Als ich draußen war, musste ich mich in einen Abfalleimer übergeben.

Japaner waren schlimm. Das sagten unsere Eltern. Obwohl die Leute im Dschungel, die sie Rebellen nannten, inzwischen Chinesen waren. Ich verstand das nicht. Unser Kindermädchen war Chinesin, und ich hatte sie gern. Wieso waren vorher die Japaner schlimm, aber jetzt die Chinesen und von denen auch nur manche? Das war doch nicht einleuchtend.

Unser Auto steckte abseits der Hauptstraße fest, ganz nahe dort, wo die Banditen waren. Und tief im Dschungel gab es Geister, die Kinder fraßen. Das hatte uns unser Gärtner erzählt, der immer einen roten Mund vom Betelkauen hatte.

»Wenn ihr euch jemals im Dschungel verirrt, nehmt euch vor den *hantu hantuan* in Acht«, sagte er und kniff furchterregend die Augen zusammen. Aber der Rat war nutzlos, weil er nie beschrieb, wie sie aussahen.

»Emma, kannst du Arme und Beine bewegen?«, fragte Mum.

Ich zappelte, um zu zeigen, dass es ging.

»Fleur?«

Fleur bewegte die Arme und das linke Bein, aber beim rechten schrie sie auf.

»Der Fuß ist vermutlich verstaucht. Zieh ihr den Schuh aus, bevor der Knöchel dick wird, Emma.«

Ich tat es, obwohl Fleur sich dagegen wehrte. »Ich mag das nicht. Wo ist Daddy?«

Ich sagte ihr, sie müsse leise sein und Daddy sei gegangen, um Hilfe zu holen. Sie schniefte ein bisschen, stöhnte ein paarmal leise und verhielt sich dann ruhig.

Draußen war es still, aber plötzlich hörte man in der Ferne Explosionen.

»Mummy!«, schrien wir gleichzeitig.

»Schsch!«

Der Himmel wurde braun, und weißer Nebel glitt den Hang herab. Wenigstens waren wir nicht richtig in den Bergen. Denn *Ada bukit, ada paya* – wo Berge sind, sind auch Sümpfe. Und von denen konnte man verschluckt werden.

Irgendwann kam Dad mit einem Schützenpanzerwagen zurück, der unterwegs nach Malakka gewesen war. Wir mussten aussteigen, während die Soldaten unser Auto aus dem Graben zogen. Und als wir dann irgendwann endlich ins Bett gingen, war es so spät wie noch nie.

Am nächsten Tag holte nicht Mum uns von der Schule ab, sondern Dad. Sein Gesicht sagte: Ich bin nicht in der Stimmung, um Fragen zu beantworten. Und er ignorierte uns, als wir wissen wollten, wo Mummy war. Er sagte bloß, dass wir nach England reisen würden.

Zu Hause angelangt, stürmten wir die Treppe hinauf, um zu sehen, ob Mum da war. Sie war nicht da. Ich roch das Zitronengras unter unserem Zimmerfenster und dachte an ihr breites Lächeln und ihre welligen Haare. Sie trug sie hochgesteckt mit einer orangefarbenen Paradiesvogelblüte darin, aber bis zum Mittagessen war ihre Frisur immer auseinandergefallen. Und sie sang ständig, sogar gleich nach dem Aufstehen.

»Komm, Em«, sagte Fleur. »Sie ist nicht da. Lass uns nach draußen gehen und spielen.«

Ich schüttelte den Kopf.

Fleur ging Rad schlagen. Ihr Knöchel war in Ordnung. Sie machte immer so ein Theater.

Ich bürstete mir die Haare. Sie sind lockiger als Mums und röter. Wilde Haare nennt Mum sie. Dann tastete ich unter dem Kopfkissen nach meinem Notizbuch. Aber mit

ihm kam auch ein Brief zum Vorschein, der an Fleur und mich gerichtet war. Was für ein ulkiger Platz, um einen Brief zu hinterlegen, dachte ich, während ich ihn aufriss.

Meine Lieblinge, las ich.

Suzanne hat heute angerufen. Es tut mir so leid, aber ich muss zu ihr und ihr helfen. Sie hat eine furchtbare Krankheit und ist nicht in der Lage, allein damit fertig zu werden. Ihr Mann Eric soll in einigen Wochen aus Borneo zurückkommen, sodass ich also nicht wesentlich länger dortbleiben muss. Passt auf Euch auf. Seid brav. Daddy und Mei-Lien wissen, was wegen der Schule zu tun ist. Ihr könnt mit dem Bus fahren. Das habt Ihr Euch ja immer gewünscht. Wenn Ihr Hilfe braucht, lasst Mei-Lien bei Cicely oder Harriet Parrott anrufen. Ihre Adressen stehen in dem roten Buch.

Alles Liebe, Mummy.

Ich schob den Brief unter das Kopfkissen, ging nach draußen und versteckte mich unter dem Haus.

Es war unser letzter Tag und mehr als drei Wochen her, seit Mum verreist war. Kurz bevor wir das Haus verließen, um zum Hafen zu fahren, faltete Mei-Lien noch einige nützliche Kleidungsstücke zusammen und packte sie in den Koffer. Hosen, Unterwäsche, ein oder zwei Pullover. Mir war das ziemlich egal. Mein rosa Ginghamkleid lag bei den ausrangierten Sachen, und ich saß auf dem Bett, mit den Gedanken im Holy Infant College, meiner Schule. Sie stand neben einer Reihe Palmen, war weiß gestrichen und hatte angebaute Räume, deren Fenster keine Scheiben hatten, nur Bambusrollos, die während der Unterrichtszeit heruntergelassen und hinterher wieder aufgerollt wurden.

Ich war traurig, weil wir nun nicht mehr dorthin gehen würden. Aber am traurigsten war ich, weil es so aussah, als käme Mum nicht rechtzeitig nach Hause. Und dann würde

sie bei ihrer Rückkehr nur ein leeres Haus vorfinden. Ich war froh, dass sie wenigstens meinen Brief haben würde.

Mei-Lien hob meinen Schulkittel hoch. »Willst du ihn behalten?«

Ich sah hin und schüttelte den Kopf. »Macht keinen Sinn.«

»Dein Daddy sagt, wir müssen jetzt zu Ende packen. Nicht träumen. Geh jetzt.«

Ich nahm den Schulkittel, faltete ihn ordentlich und legte ihn auf den Kleiderhaufen. Mums Brief steckte ich in den Koffer, dazu ein gerahmtes Foto von ihr, auf dem sie die hellbraunen Augen lachend zusammenkniff. Zuletzt packte ich Fleurs rosa Kaninchen ein. Wenn sie es auf dem Schiff bei sich hätte, könnte sie es verlieren oder es würde womöglich über Bord gehen.

Eine halbe Stunde später fahren wir ohne Mum ab. Ein Laster hatte die Koffer abgeholt, und das Taxi nahm Dad, Fleur und mich mit. Als wir Malakka verließen, schaute ich aufs Meer und kurbelte das Fenster herunter, um noch einmal die wilden Orchideen zu riechen. Dabei hatte ich den Kopf voller Fragen und musste mich richtig fest kneifen, um die Tränen zurückzuhalten.

In der weitläufigen Kolonialvilla führte der malaiische Diener Lydia durch einen großen Flur mit Glasdecke und Kronleuchter. Als sie ihn betrat, blickte ihr die Königin von einem Gemälde entgegen. Der Boden war mit schwarzen und grauen Marmorplatten ausgelegt, und entlang der hellgrünen Wände standen schwere Möbel. Die Förmlichkeit, die den Besucher beeindrucken sollte, bereitete ihr Herzklopfen.

George Parrott, Harriets Mann, war Distriktvorsteher, nach dem Hochkommissar die höchste Stellung, die es in der britischen Verwaltung auf Malaya gab, und somit spielte er eine Schlüsselrolle bei der Unterstützung der britischen Streitkräfte. Wenn er es nicht weiß, wer dann?, ging es ihr durch den Kopf.

Der Flur mündete auf eine Veranda, wo sie gebeten wurde, im Schatten eines ausgewachsenen Narrabaums zu warten. Froh über den Schutz vor der Morgensonne schaute sie sich um und versuchte, ruhig zu bleiben. Vor ihr auf dem Rasen flog ein rotbäuchiger Sonnenvogel über zwei Hibiskusbüsche mit duftenden gelben Blüten. In der Ferne streckten sich Kokospalmen dem Himmel entgegen.

Das war alles so verkehrt. Es wäre Zeit, die Kinder zur Schule zu bringen. Sie schloss die Augen und sah sich dorthin fahren. Gleichzeitig fühlte sie sich wirr im Kopf. Etwas schien sie zurückzuhalten wie in einem bösen Traum. Eine Stimme wiederholte immerzu dieselbe Frage: Wo sind die Mädchen? Wo sind sie? Lydia sah die Hauptgebäude der Schule vor ihrem geistigen Auge und

beschwor die Mädchen, mit hüpfenden Ranzen über den Kiesweg zum Tor zu laufen.

Aus der Küche kam Peperoniduft. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. War heute Freitag? Sie schluckte mühsam. Egal, welcher Tag es war, es würde keine Fahrt zur Schule geben. Sie blickte zum blauen Himmel hinauf. Der Wagen. Sie hatte noch nicht in der Garage nachgesehen. Könnte Alecs Chauffeur die Kinder vielleicht in einem Dienstwagen irgendwohin gefahren haben?

Als sie Schritte hörte, drehte sie sich um und sah eine große, vollbusige Frau auf sich zukommen: Harriet, erhobenen Hauptes und selbstsicher. Orangefarbene Lippen in einem plumpen Gesicht voll gepuderter Falten, schwarz gefärbte, locker hochgesteckte Haare. Harriet war bekannt für ihre Vorliebe für Zitrusfarben und trug nur Seide. Heute grüne und gelbe. Ems Beschreibung war zwar wenig schmeichelhaft, aber Lydia sah sehr wohl, warum ihre Tochter sie als Matriarchin bezeichnete.

»Lydia, meine Liebe«, sagte Mrs. Parrott und hielt ihr eine fleischige Hand hin. Die Nägel waren orangefarben lackiert. Ein Lächeln lag in den scharfsinnigen schwarzen Augen.

Lydia, die sich der frühen Stunde bewusst war, errötete. »Ich bitte vielmals um Entschuldigung, aber unser Telefon ist tot«, sagte sie.

Mrs. Parrott legte den Kopf schräg und nahm in einem breiten Rattansessel Platz. Lydia setzte sich auf die vordere Kante eines anderen und holte tief Luft.

»Alec und die Kinder sind nicht zu Hause. Sämtliche Sachen sind weg.« Ihre Stimme wurde immer schriller, während sie durch die Sätze hastete und die Hände faltete, um das Zittern zu unterbinden. »Ich bin mit dem Taxi gekommen. Entschuldigen Sie die frühe Stunde. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Glauben Sie, dass George als Alecs Vorgesetzter etwas wissen könnte?«

Harriet zog ihre mit dem Stift gezogenen Brauen hoch.
»Meine Liebe, haben Sie denn gar keine Ahnung? Sind Sie schon bei der Polizei gewesen?«

Lydia schüttelte den Kopf und hielt die Tränen zurück.
»Ich hätte es gestern Abend tun sollen, habe aber nicht gewagt, das Haus zu verlassen. Das war dumm von mir. Ich dachte, sie kämen vielleicht zurück.«

»Vielleicht ist das auch nicht nötig. Ich bin sicher, George wird etwas wissen. Sie stecken ja ständig zusammen, Alec und George.« Sie griff nach der Handglocke. »Sie haben Glück, dass er heute zu Hause arbeitet.«

Kurz darauf wurde Noor, ihr schmalhüftiger Hausdiener, geschickt, um den Hausherrn zu holen. *Sofort.*

Lydia starrte aus dem Fenster und betete, Harriet möge recht haben. Georges tiefe Stimme hallte durch den Korridor, an dem sein Arbeitszimmer lag. Man hörte deutlich, dass er ungehalten war.

»Was soll das, Harriet? Ich habe zu tun«, sagte er und platzte auf die Veranda. Mit seiner großen, vierschrötigen Gestalt füllte er den Türrahmen fast aus.

Ohne Zögern deutete Harriet auf Lydia, neben deren Sessel er stand. »Lydia muss dringend wissen, wo Alec und die Kinder sind.«

George drehte sich in seinem leinenen Tropenanzug zu ihr herum und zog seine buschigen Augenbrauen zusammen, bis sie sich in der Mitte trafen. Hustend fuhr er sich durch die grau melierten Haare und kratzte sich am Kinn. »Verzeihung. Habe Sie gar nicht bemerkt.«

Sie sah den Schweiß auf seiner Oberlippe glänzen.

Für einen kurzen Moment herrschte Schweigen.

»Ich dachte, er hätte irgendwelche Anweisungen hinterlassen.« George blähte die roten Wangen. »Wurde nach Norden versetzt. Oben nach Ipoh. Ein dringender Auftrag. Der Bursche, der da die Finanzverwaltung unter

sich hatte, hat plötzlich den Löffel abgegeben.
Wahrscheinlich das Herz.«

Lydia stieß den Atem aus und griff sich an die Brust, als sich der Raum um sie zu drehen begann. »Du meine Güte. Danke. Das erklärt alles. Ich danke Ihnen vielmals, George. Ich wusste, es würde eine vernünftige Erklärung geben. Seine Nachricht muss verloren gegangen sein.«

»Alec ist vor wenigen Tagen abgereist. Vielleicht hat er bei der Bank weitere Instruktionen hinterlegt. Wissen Sie, für den Fall, dass das Haus vor Ihrer Rückkehr neu zugeteilt worden wäre.«

Harriet nickte. »Das klingt einleuchtend.«

»Die Straßen nach Ipoh sind schlecht«, sagte George.

»Wie lange fährt man dorthin?«

»Mit dem Auto ein paar Tage. Hängt von den Minen und von allem Möglichen ab. Mit dem Bus natürlich länger. Der Zug wäre am besten. Großartiger maurischer Bahnhof in Ipoh.«

»Ich könnte Alec anrufen und ihn bitten, mich abzuholen.«

»Telefon und Post funktionieren in dem Bezirk derzeit nicht. Die Verbindung ist unterbrochen. Schreckliches Chaos. Es ist nicht so übel wie in Penang, aber trotzdem.« Er stob davon und brummte Harriet im Vorbeilaufen etwas zu.

»Können Sie mir die Adresse geben?«, rief Lydia hinter ihm her.

Er antwortete über die Schulter. »Das Gästehaus da oben. Es ist größer als üblich, hat fünfzig Zimmer, glaube ich. Ist nur vorübergehend, bis ihnen ein eigenes Haus zugeteilt wird, aber sie sollten noch dort sein. Seien Sie auf jeden Fall vorsichtig, wenn Sie allein reisen. Bei diesen Banditen weiß man nie.«

Es herrschte Schweigen, während er den Flur hinuntereilte.

Harriet beäugte sie. »Ich will nicht neugierig sein, aber Sie scheinen sich nicht besonders gut zu fühlen. Sie sehen nicht ganz so nach Rita Hayworth aus wie sonst.«

Lydia tupfte sich die Feuchtigkeit vom Haaransatz und verscheuchte die Fliegen, die sich auf sie setzen wollten. Gut aussehend und temperamentvoll, wie sie mit ihren einunddreißig war, verstand sie es, Aufsehen zu erregen, doch abgesehen von ihren Haaren war die Ähnlichkeit mit dem Filmstar gering.

»Eine alte Freundin ist an Polio erkrankt, Suzanne Fleetwood. Ich bin gerade erst von ihr zurückgekehrt. Es war schrecklich, die Kinder so lange nicht bei mir zu haben, viel länger, als ich gedacht hatte, fast einen Monat. Aber Suzannes Mann ist in Borneo, und sie konnte ihn nicht erreichen. Wie Sie wissen, ist er beim Geheimdienst.«

Harriet warf George einen hastigen Blick hinterher.

Lydia seufzte. »Ich weiß. Ich behalte es für mich. Es ist entsetzlich, man wird sie in einer Eisernen Lunge nach England zurückbringen.«

»Eine traurige Sache. Sie waren ihr sicher eine große Hilfe. Und ich nehme an, dass es Ihnen jetzt bessergeht, nachdem Sie wissen, wo Ihre Familie ist?«

Lydias Blick hellte sich auf. »Oh ja. Ich hatte mich nur so sehr darauf gefreut, sie wiederzusehen.«

»Haben Sie schon gefrühstückt?«

Sie schüttelte den Kopf.

Harriet schaute streng. »Aha. Ich schlage vor, ich lasse Ihnen etwas bringen. Sie wissen so gut wie ich, dass man in diesem grauenvollen Klima bei Kräften bleiben muss, sonst ist man erledigt. Ich sollte das wissen.«

Lydia zog fragend die Brauen hoch.

»Oh, es war nichts Besonderes, aber wenn man nicht auf sich achtgibt, kann es mit einem sehr schnell bergab gehen. Nun, sind Ihnen Pfannkuchen recht?«

Da es vollkommen windstill war, fühlte Lydia die Feuchtigkeit unter ihren Kleidern umso mehr. Sie ging schneller und schaute zum Himmel hinauf. Es kündigte sich kein Regen an, am Horizont waren nur ein paar Wölkchen zu sehen. Sie nahm einen Bus nach Malakka und schritt dort durch laute Straßen und schmale Gassen, in denen die Luft geschwängert war vom Gestank offener Latrinen und brutzelnder Salzfische. Lydia kämpfte gegen Brechreiz an.

In der Bank drückten zwei Deckenventilatoren die warme Luft nach unten. Mit kribbelnder Kopfhaut wartete Lydia in der Schlange. Bei den Parrotts hatte sie es sich nicht anmerken lassen, aber jetzt war sie nervös wegen der bevorstehenden Reise. In Gedanken ging sie eine Liste mit zu erledigenden Dingen durch. Auf den Busfahrplan sehen, dann auf den Zugfahrplan, in der Garage nachschauen, packen. Wie weit war es bis nach Ipoh? Sie konnte sich nur erinnern, dass es im Kintatal lag. Hundert Meilen? Nein, eher zweihundert. Zweihundert Meilen Straße, die womöglich vermint war. Und wenn sie den Bus nähme, würde die Fahrt Tage dauern.

In ihrer Hast hatte sie sich am Morgen die Haare nicht hochgesteckt. Nun verschränkte sie die Hände im Nacken und hob den Wust von Haaren an, dann strich sie sich die Strähnen zurück, die ihr im Gesicht klebten. Die meisten Engländerinnen entschieden sich hier für eine Kurzhaarfrisur, sie bisher nicht. Lange Haare waren das Symbol der Weiblichkeit, wie Schwester Patricia zu sagen pflegte, und doch hatten die anderen Frauen recht. Sie würde sich die Haare ebenfalls abschneiden lassen. Sie rückte in der Warteschlange auf und krümmte einmal den oberen Rücken, um die Anspannung darin loszuwerden.

Sie dachte an ihre Mädchen, sah sich im Wagen sitzen und warten, bis sie winkend einen mit Beeten gesäumten Weg zwischen den Schulgebäuden entlangelaufen kämen. Im Kiosk gegenüber steckten Lutscher für zwei Cent das Stück wie Fähnchen in einem Brett. Die durften die